Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Die verkannte Stadt
Autor: Münzer, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572305

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir ziehen wieder in die Stadt. Vergessen Sie und leben Sie wohl!"

Eine Welle warmer Luft hatte rot und gelb leuchtende Blätter gelöst, ihr bunter Regen rieselte an uns nieder, und wir schwiegen und lauschten, bis auch das letzte zur Ruh gekommen war. In dem blassen Gesichte des Mädchens waren die Augen groß und flammten mich an, und dahinter stand doch das Weinen. Trauer, Mitleid, Wut und Sehnsucht bedrängten mein Herz.

„Grüßen Sie Isa noch einmal, zum letzten Mal von mir!" bat ich und hatte des Mädchens Hände ergriffen, die es mir ließ, um in Tränen auszubrechen. Und dann hielt ich die Schwester in den Armen. „Küsse Isa von mir — ich kann nicht vergessen. Leb wohl!"

Ich hatte das Mädchen fahren lassen, daß es taumelte. Und ich sah ihm nach, wie es gebückt dahinschlich, als fürchte es einen Schlag. Längst war es hinter den gelichteten Büschen verschwunden, als ich noch so stand und starrte. Und oft noch ist mir, ich steh auf einem verlorenen Wege, und das Laub fällt, und die Wasser ziehen dahin, und ich schau einer blassen Botin nach, die den letzten Gruß einer Gestorbenen gebracht. Ruhe den Toten...

(Fortsetzung folgt).

Die verkannte Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Studie von Kurt Münzer, Zürich.

Sie liegt an Deutschlands schönster Grenze, und alle Reisenden haben sie passiert. Man kommt in der Frühe lichter Sommertage an, und auf dem großflächigen Perron duften die weißen Frühstückstische von Kaffee, Butter und Honig. Nur sanfte, dunkle Hügel begrenzen den Horizont; aber doch weht durch die Eisenhallen schon das Glück der Ferne, die Ahnung von Seen und Gebirgen, der fieberhafte Zauber des Reisens. Man wartet auf die Züge ins verheißene Land, ist umschwirrt von fünf Sprachen und dem Landesdialekt, man schiebt die Mütze ins Genick, die schöne Frau schlägt den Schleier zurück, die Uhr rückt vor, man reist weiter. Die Grenzstadt entschwindet, kein Blick sucht sie mehr, da sich ihm Jura- und Alpentäler entwickeln.

Wer Zeit hat, überschlägt hier vielleicht einen Zug, übernachtet widerwillig und läßt sich andern Morgens von einem treuherzigen Kutscher eine Stunde durch die Stadt fahren. Er hört abwesend auf Erklärungen und Namen und denkt lieber weiter in den Tag hinein, wo er an einem Seeufer spazieren oder die Abendsonne auf weißen Firnen leuchten sehen wird. In späten Erinnerungen erscheint ihm die Stadt wie ein dunkles ernstes Straßengewirr, aus dem unverhofft das verblichene Rosa eines Münsters steigt, wo aus grauen Häusern der rotflammende Turm des Rathauses springt und ein grüner Strom rasch zwischen einem hohen und einem flachen Ufer fließt.

Aber die stillen und erfahrenen Genießer wissen, daß keine Stadt des Zaubers bar ist. Das kleinste Landstädtchen, die tristeste Provinzstadt hat Stimmung, Schönheit und träumerische Winkel, wenn man Geduld und Augen hat. Und sei es auch nur der Himmel, der ihnen Reiz verleiht. Es gibt Sonnenschein, der Nüchternheit zur Poesie verklärt, Mondenschein, der Jahrhunderte auslöscht, Wolken, die tiefste Schwermut über kahle Gassen ausschütten. Man muß nur die Fähigkeit zu sehen und zu empfinden mitbringen. Dem Gefühlvollen wird die ärmste Häuserzeile reich. Dem Stumpfen schweigen auch Venedigs Kanäle, und dem Blinden blühen keine Gärten am Bosporus.

Und so ist auch diese unbekannte Stadt ein Schatzkästlein dem, der die Wünschelrute hat. Sie ist auf Hügeln gebaut, und die Straßen senken sich und steigen, schlingen sich sanft um sanfte Abhänge, schauen von Terrassen in Gassen hinab. Das Kirchlein von St. Martin steht mit blühenden Linden und rauschendem Brunnen auf solch einem Plateau, hundertstufige, schwarze Steingassen, von Himmelsblau überspannt, steigen zu ihm hinauf. Kein Wagen stört je die Verwunschenheit dieses Plätzleins, wo selbst die Stimmen der Menschen vor ihren saubern Türen ohne

Lärm verklingen. Als hätte ein spielender Künstler den Ort aus Spielschachteln aufgestellt, so unlebendig ist er. Er scheint viel zu sauber, als daß er in einer Stadt stehen dürfte. Aber er setzt sich fort in ebensolchen stillen, reinlichen Gassen, und ungestört auf diesem mittelalterlichen Gang, durch keinen modernen Zierat ernüchtert, durch keinen falschen Ton aufgeschreckt, erreicht man den Münsterplatz.

Es ist eine Stadt, die Sonne braucht; ernst und still, bedarf sie des Lichtes, das einen frohen Schein aus ihr herauslockt. Wenn die Sonne auf dem Münsterplatz spielt, kann einem wohl das Herz aufgehen. Rot ist die Kirche, ein Rot, das die Jahrhunderte zu eigenem Entzücken getönt haben. Blasses Rosa und Feuerpurpur umschimmert den Bau. Frühe Gotik spielt in romanischen Ernst hinein. Rote Heilige beschirmen die Tore, ein roter Martin gibt seinen Mantel her, ein roter Georg stößt die Lanze dem Drachen ins Maul. Die durchbrochenen Türme schwelgen im blauen Licht. Aber kühl, feucht und dämmerig ist's in den Kreuzgängen und den Gewölben, wo die Patrizier und Bischöfe hinter ihren Wappenplatten schlafen. Die alte Schönheit ist in allen Teilen des Münsters neu erstellt, aber alter Efeu umrankt die gotischen Fenster und Pfeiler. Die Wasserluft verwittert schnell das neue Gestein, und unser Jahrhundert ist vergessen, wenn man den durchbrochenen Balustraden und den kühnen, festen Streben folgt, die zum bunten Kirchdach leiten. Hinter dem Münster steht die Pfalz, ein lindenbestandenes Plateau über dem grünen Strom. Man sieht in die jenseitige Stadt hinein, auf das Geschiebe der braunen Dächer, aus denen, wie ein wipfelloser Palmenwald, die hohen schuppigen Schlote der Fabriken steigen. Und hinter diesem kolossalen Gitter, als stehe man in einem Riesenkäfig vor dieser schönen Welt, dehnen sich dunkel, grün und blau, verheißungsvoll und sanft, sanft geschwungen die ersten Hügel des Schwarzwaldes. Aus ihnen steigt die Sonne auf, vergoldet den Fluß, und immer sind es die roten, durchbrochenen Münstertürme, die hoch über der Stadt den ersten Strahl des Lichtes empfangen.

Der grüne Strom gibt der Stadt Luft und Licht, hier öffnet sich die Stadtenge. Hier steht eine Vedute, welche die Lagune Venedigs, den Ponte Vecchio von Florenz, Nürnberg und Amsterdam zusammenfaßt. Aus dem bewegten Wasser, das in Wirbeln zu Tal fließt, dick und schwer, steigt eine lange Zeile übereinandergetürmter Häuser, weiße, blaue, rote, graue, mit tausend Fenstern, Balkonen und Erkern, Altanen und Zinnen. Gärten hangen dazwischen, Kastanienflammen leuchten aus Terrassenschatten, ein Kirchturm faßt alle Dächer zusammen und trägt sie mit einem Schwung dem Himmel zu. Ringsum rauchen Schlote, kreischen Trams, gellen Autohupen; aber aus dem heiligen Strom, der die Poesie durch Deutschland trägt, steigt dieses verwitterte Märchenbild, ein stiller, unzerstörbarer, dem Licht trotzender Traum.

Aber welcher Fremde verläßt je die Stadt, überschreitet die weißen Brücken und sieht vom jenseitigen Ufer die Vedute? An solchen alten Schätzen ist die Stadt reich. Sankt Leonhard auf einem Hügel mitten in der Stadt ist auch ein Bezirk alter Romantik. Man muß an südliche Dörfer, an steile Ufer denken, wenn man in diesen stillen Gassen hochsteigt, wo der Handwerker an offenen Fenstern und Türen arbeitet und die Katzen auf sauberen Schwellen schnurren. Im Innern der Stadt versteckt, von lauten Gassen umrahmt, sind solche Winkel vergessen und verloren. Ein altes schmiedeeisernes Gitter mit zartesten Blumenranken, eine holzgeschnitzte Tür, Fenster in edelsten Maßen, ein Wappen in Stein, so fügt sich aus alten Resten ein liebes Bild zusammen.

Aber dieser Zauber würde nicht wirken, läge nicht ein weltferner Friede über der Stadt. Umgürtet von Fabriken, von den Gleisen zweier Bahnhöfe, eine wichtige Zoll- und Handelsstadt, sind ihre Straßen doch still und unbelebt. Die Geschäfte scheinen zu trauern, nur die Weinstuben entlassen die lustigen Laute eines vergnüglichen Lebens. Es gibt keine weltstädtischen Cafés, keine Eleganz auf den Straßen, das internationale Element fehlt. Langsam gehen die Leute ihres Weges, man spürt nicht, daß hier Studenten leben, daß zwei Theatertruppen

Oper und Operette spielen. Wie abseits, wie vergessen scheint die Stadt zu liegen! Etwas wie Traurigkeit durchweht sie, und wenn nicht das, so ist es doch Ernst. Die Einheimischen aber verstehen es schon, froh zu sein. Nur sind sie es nicht vor aller Ohren. In abseitigen Wirtschaften pokulieren die alten Herren der Stadt, die sich ein junges Turnergemüt bewahrt haben. Die Sechzigjährigen hier sind ein derbes, flottes Geschlecht, das Weinfahrten und Gedenkfeste in lustiger Weise unternimmt. Aber die Jugend ist schon problematischer, pessimistischer, schwerblütiger. Die Studenten wandeln ernst ihres Weges, und die junge Kaufmannschaft führt solide Gespräche.

Da ist das Sankt Albantal. So heißt ein Gäßlein, das vom Strom hinaufführt zu dem alten Tor und dem Rest alter Stadtmauer, der jetzt dicht begrünt ist. Ein Mühlbach geht durch diese Gasse, sehr laut, verschwindet unter Rädern, in Röhren und Holzkanälen und sprudelt wieder weiß hervor. Auf halbem Weg breitet sich ein Plätzchen hin mit einem Brunnen, dessen Fall der Bach umrauscht. Und ein zweiter Bach zweigt sich hier ab und fließt hinein in eine venezianische Vedute, bespült geschwärzte Häuserwände und atmet Lagunenstimmung. Aber den andern Bach beschatten die ältesten Buchen. Hier ist das Alte stehen geblieben. Häuser mit hohen Spitzdächern, in denen sich Loggien öffnen. Da wohnten einmal die Gerber, die ihre Felle im Bach gerbten und dann ins offene Dach in die Sonne hängten. In der braunen Patina der Jahrhunderte steigen diese schönen, reich geformten Dächer höher und höher übereinander. Und diese liebe Stimmung wird nicht zerrissen, wenn man dann in die Vorstadt hineinschreitet, wo die alten Patrizierhäuser stehen, von französischem Geschmack veredelt, zurückgezogen von der Straße durch einen Vorgarten, hinter Ulmen und Platanen und hohen Gittern, das Lächeln des Rokoko im ernsten Schweizer Gesicht.

Der Markt vor dem Rathaus ist nicht so schön und malerisch wie in andern Städten, weil ihm Landestrachten fehlen. Aber er hat schon die großen Leinwandschirme, dieses atmende Meer von grauen runden Wellen, darunter Blumen in Fülle und herzerfreuend billig und schönes Obst. Und nicht weit davon ist das Andreasplätzlein, da, wo die malerischsten Stufengassen zum Nadelberg hinaufführen. Dort ist Markt von lebendem Geflügel, von Kaninchen und — Hunden. Da stehen und liegen große und kleine, schöne, edle, struppige, rasselose Geschöpfe, alle traurig, ahnungsvoll, stumm, ihren alten Herrn mit Liebesblicken betrachtend. Mitten auf dem Platz hockt auf einem Brunnenstock ein altes häßliches Männlein, das schadenfroh auf das Getier hinablacht. Tückisch grinst es zu dem süßen Gurren der Tauben, dem erregten Gackern der Hühner, das der wilde Ruf des Hahnes durchschneidet, daß alle zitternd verstummen, zu dem stummen Atmen der Hunde. Die Kaninchen ducken sich in ihren Käfigen, nur die hundert Ohren gehen auf und ab, und lautlose Mäulchen schnuppern. Aber die Hunde, die Hunde, sie fühlen den tiefsten Jammer, sie allein verstehen den Sinn des Verhandeltwerdens, sie allein hier sind die Sklaven unseres Jahrhunderts, denn sie wissen, was geschieht. Alles andere Getier ist dumpf im eigenen Dasein befangen; die Hundeseele ist schon zum tieferen Leiden erlöst, zum wissenden Leiden.

Man muß in die Universität gehen, in das alte gelbe Haus über dem Strom mit den schiefen schmalen Treppen, den engen Korridoren und den niedern Sälchen mit Gasbeleuchtung. Hier spürt man nicht das zwanzigste Jahrhundert — solange die Professoren schweigen! Seltsam, daß hier der Geist des letzten Tages verkündet wird, hier, wo Erasmus zu spuken scheint, wo noch Hegel und Fichte hineingepaßt hätten, nicht mehr Nietzsche. Und Nietzsche hat hier gelesen!

Man setzt sich in den Saal, wo einmal sein Genie mit feurigen Zungen redete. Wie schmal sind die fünf langen Bänke! Und die Tische davor! Ganz geschnitzt von den gelangweilten Studenten, gleichen sie Urvölkerzierbalken. In acht Sprachen sind Worte und Namen eingegraben, vom Deutschen bis zum Griechischen, lodernde herrliche Worte, Frauennamen, Götternamen. Und Ornamente dazwischen, Hieroglyphen und nirgends eine Blasphemie, Zote oder Rohheit. Geheimnis-

voll und feierlich sind diese schmalen Tische, an denen man unbequem sitzt. Was tut's. Hier loderte Nietzsche, glühte Jakob Burckhardt!

Aber heute tritt zur Tür herein ein neuer Mann, Joël, wenn man Glück hat. Der kleine lebendige Mann tritt aufs Katheder, und während er in den Stuhl gleitet, haucht er: „Heraklit ...“ Nun sitzt er, und das feurige Auge hinter der Brille schweifen lassend, beginnt er:

„So ist er von Leben erfüllt, daß er sogar den Tod besiegt! Aus dem Tode entsteht wieder Leben, es gibt keinen reinen Tod, sondern immer Auferstehung! Alles geht ineinander über. Die Menschen erwartet nach dem Tode, was sie weder erwarten noch wähnen. Die Menschen sterben nur, um wieder aufzugehen zu Unsterblichkeit. Unsterbliche sind sterblich, Sterbliche unsterblich.“

Und nun fällt der Name, dessen Träger hier im Angesichte des Wahnsinns, von allen Göttern begeistert, geredet hat. Nietzsche! Er, dessen Flamme hier Flammen entzündete. Zu Heraklit hinauf reicht ja seine Wiedergeburtslehre und beider Ursprung bis zu Zoroaster. Und dazu zieht unten der Strom vorbei, rauscht laut um die Brückenpfeiler, fließt, fließt, wechselt, ist ewig verändert immer der gleiche. Was Heraklit noch nicht wußte. Denn so weit dachte er noch nicht, daß das Ding an sich fest ist und veränderlich nur immer in seinem Zustand und seinen Beziehungen.

So begleitet der Strom die Lehre Heraklits, umtönt diese leidenschaftliche Seele, die nie Ruhe hatte, die unersättlich war, nach Leben und nach Wechsel drängte. Die Extreme sind das Leben.

„Auch Gott,“ sagt Joël nach seinem Philosophen, „ist Ueberfluß und Hunger. Gott entfaltet sich in diesem Wechsel von Verlangen und Uebersättigung. Jede faustische Seele kennt diesen Zustand. Und aus denselben Extremen entsteht die Welt. Weltbildung entsteht aus Mangel, Weltvernichtung aus Ueberfluß. Nietzsches Wort vom Krieg, der der Vater der Dinge ist, stammt von Heraklit. Heraklit liebte Feuer, es war sein Element. ‚Das Weltall steuert der Blitz‘. In Heraklit enthalten sind die Ahnungen der modernen Naturwissenschaft von Wärme und Kraft. Aber Heraklit hatte selbst die feurigste Seele, die je gelebt hat, seine Seele war der Blitz. ‚Seien wir schrecklich wie das Feuer,‘ singt Nietzsche. ‚Nicht ein göttlicher Schöpfer ist mehr da, sondern das Feuer hat sich gewandelt zur Welt. Das Feuer setzt sich um zu allen Dingen, wie alle Dinge zu Feuer werden. Es gibt nur zwei Wege des Lebens: vom Feuer und zum Feuer.‘“

Nietzsche ging beide, und zwischen beiden war seine heilige Glut ...

Wie in allen Städten, so auch in dieser, findet man bezwingende Stimmungen, wenn man nachts den Schlaf der Gassen belauscht, das Laternenlicht auf stillen Fassaden, in tiefen Winkeln, auf weiten Plätzen verfolgt, in diesen Stunden, wo die Geräusche zu Musik werden. Aber es gibt auch viel Musik in der Stadt. In allen Wirtschaften wird von internationalen Kapellen konzertiert. Dort gibt es Jodler und da sentimentale Heimatslieder.

Aber das Schönste ist wohl, wenn man in der blauen Stunde zwischen Tag und Nacht stromaufwärts geht, zur Stadt hinaus, in einer Fähre über den rauschenden Strom setzt und von beiden Ufern aus zurückblickt. Da steht die scharf geschnittene Silhouette der Stadt mit Türmen, steilen Dächern und dem Filigranwerk von Baumwipfeln gegen den bunten, rotgoldenen, grünen Himmel. Die ersten Lichter gehen auf, goldgelb im Blau des Sommerabends, ziehen Girlanden über eine Brücke, zittern im Gartengrün des steilen Ufers und stehen still und regelmäßig zwischen den Linden des flachen. Der Fluß zieht laut, und die Linden duften im Juni, ein Boot treibt im Strom, und die Stadt ist still. Draußen versinken die Hügel des Jura in Nacht, und im Westen stehen rosige Wolken wie ein traumhaftes Gebirge. Der Fluß verdunkelt sich, die Laternen spiegeln sich kraus und lang in ihm, Schwermut und Hoffnungslosigkeit steigt aus ihm herauf. Immer hauchen Ströme tiefe Traurigkeit aus. Und dann kehrt man zurück durch die stille Vorstadt von Sankt Alban, wo die Straßen leer werden, ehe noch die Sterne da sind. Die alten Herrschaftshäuser schlafen schon, verschlossen die Fenster, die Türen. Ein Brunnen fällt ins Becken, unsichtbare Kastanien rauschen im Flußwind in den

Gärten hinter den weißen und blauen Häusern. Und da ist wieder der Münsterplatz, die Zeder vom Libanon an der Kirchenmauer bewegt sich sacht und glänzt im Laternenlicht, keine Kinder spielen mehr, nur der Brunnen noch. Und geht man die enge, abfallende Gasse hinab, am Museum und alten Patrizierhäusern vorbei, so liegt plötzlich unten die breite Brücke mit elektrischen Lampen, der Fluß ist aufgewühlt vom Licht, der einzige Verkehr bewegt sich da lautlos und rasch, und man glaubt wieder daran, in einer lebendigen Stadt zu sein.

Sie hat den Vorzug aller kleineren Städte: man ist so schnell außer ihr. Bald ist das letzte Haus erreicht, und dahinter ist nicht, wie in einer Großstadt, der Boden verbrannt, wüst, mit Schutt bedeckt, von Trostlosigkeit starrend. Nein, hier beginnen unmittelbar saftige Wiesen, Gehölze, Hügel. Die Uferlandschaften sind lieblich ernst mit Pappelreihen, wenn man ins deutsche Gebiet geht; im andern sind sie hügelig und waldreich, und man ahnt, daß der Fluß vom Gebirge kommt, aus Gletschern, durch Seen hindurch. Und wie immer bei Grenzstädten, hat man hier die bescheidene Freude, hin und her über die Grenze spazieren zu können. Unsere Stadt reicht direkt an Elsaß und Baden heran, und hier wie da gibt es stille kleine Landstädtchen, die schnell erreicht sind, und da steht man auf ausländischem Boden. Da ist Sankt Ludwig, an der großen Bahnlinie so bescheiden gelegen, und Hüningen, einmal ganz französisch, uneinnehmbar befestigt, voll von französischen Kürassieren und dem tollen Leben, das sie ins Land brachten. Die Leute in der Stadt erzählen noch heute davon. Aber heute wohnen in den Kasernen ehrbare Elsässer, und in den Ställen steht frommeres Vieh als Kavalleristenrosse. Elsaß und Baden trennt der schöne Strom. Eine alte Schiffsbrücke verbindet die Lande. Von ihr geht der Blick zurück auf die Münstertürme der Stadt, und zwischen ihren Pontons schnellen die Lachse im Herbst. Und bei Hüningen beginnt der schmale Kanal, der von hier über Genf nach Lyon führt, den Napoleon von gefangenen Deutschen bauen ließ und der heute in schweren Schiffen Kohle den Fabriken zuführt. Und über diesen kleinen ländlichen Orten, durch die der Feldgeruch streicht, fliegen die Störche so gern. Sie, die das schönste Bild des Fluges sind, ganz langgestreckte Wonne, den Hals gedehnt, als dürsteten sie nach dem Nil, auf weiten Schwingen ruhend, in Spiralen aufsteigend, bis sie Schwalben gleichen, und silberglänzend, wenn sie wenden und die Sonne ihre Flügel trifft. Sie kreisen, des Herzens tiefe Sehnsucht weckend, über dem Rhein und seinen Dörfern, und später klingt ihr Klappern in den Wiesen. Dann verstummen die Frösche, die da klagen und frohlocken.

Aber man kann von der Stadt aus auch ins Grüne, in den Margarethenpark mit seinen englisch weiten Rasenflächen, seinen weichen Berglehnen und den alten Alleen, ins Gehölz der „Langen Erlen", die das Flüßchen Wiese begleiten. An diesem raschen blauen Bach dehnt sich das Wäldchen hin, zart, schlank, fein belaubt, voller Weiher und Teiche. An heißen Tagen kommen die Handwerker und Arbeiter heraus, schmutzige, wüste Gesellen; aber bald sind es Götter und Helden. Sie werfen ihre Lumpen ab und steigen in den Bach, wo er in kleinen Fällen tiefere Badeplätze hat. Sie liegen in den grünen Ufern, ringen, schleudern Steine, sitzen nachdenklich mit einem Hund zusammen oder stehen in dem grünen Licht der Erlen. Das sind dann Böcklinsche Visionen. Das Altertum wird an Deutschlands Grenze lebendig, die heidnische Nacktheit schwärmt aus und beschwört unheilige Träume. Fern blauen Schwarzwald- und Jurahügel, und aus den Fabriken kommt die Melodie der Stadt: das Surren der Räder, Sausen der Webstühle und Keuchen des Dampfes.

In den Schwarzwald hinein fährt schnell die Wiesentalbahn. Wenn man vielleicht eine kleine halbe Stunde bis Brombach fährt, dann das Tal verläßt und über die Waldberge die Meile Wegs bis Steinen wandert, genießt man alle Poesie des Schwarzwalds, wie man sie von Thoma her kennt: ein wundervolles Himmelsblau gegen grüne Wiesen, die von Saft glänzen, Buchenhänge, die im Mai wie Gold funkeln, und fern die Berge in blauem Duft, die schwarzen Züge der

Tannenwälder, im Tal unten weiße Straßen an blauen Bächen, Burgen auf halber Höhe, rote und weiße Dörfer im Sonnenglast. Keine heroischen, gewaltigen Landschaften, vielmehr Bilder, wie man sie von den Landschaftern aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kennt: einfach gegliederte Natur, sorgfältiger Baumschlag, Abwandlung aller Formen ins Idyllische und dazu bewegtes Licht, interessante Wolken-, Gewitter-, Abend-, Morgenstimmung. Eine treuherzige, liebe, eine deutsche Landschaft. Und in allen Dörfern ein Wein, der alle alten Herren vergnüglich schnalzen läßt, ein Markgräfler mit echtem Bukett, jene milden Badener Weine, die eine saftige Forelle so gut begleiten. Und vielleicht serviert uns eine schöne Markgräflerin mit langem Zopf und schwarzem Spitzentuch und hat um unserer verliebten Sprüche willen die schwarze Flügelhaube auf den feinen blonden Kopf gestülpt.

Oder man fährt an dem schmalen hellen Lauf der Birs entlang hinaus, hinauf ins Land, und schon ist man im Jura. Hier hat er noch nicht die lyrische oder große Opern-Romantik seiner tiefen Schluchten und Felsenplateaus. Hier ist er noch ein Waldtal, grün, grün, über das der Turm der Gempenfluh in einen Himmel steigt, den man von Böcklins Bildern her kennt. Vielleicht hat er sein Blau auch hier gesehen, über den Jurawäldern. Bis Dornach oder Aesch geht der Tram, und hier beginnt das große Gebirge. Eine Schlucht schließt sich, durch die der Bach stürzt, Felsen, Befestigungen, Burgen rechts und links auf dem grünen Grat, und dringt man durch die Enge vor, so ist da die Straße ins Münstertal ...

Will man den Blick ins Hochgebirge haben, so steigt man etwa zu der Kirche Chrischona hinauf, durch Laubwald, und hat dann jenseits des Stroms im blauen Duft die Gipfelkette. Oder es genügt auch, die Hügel hinter dem Margarethenpark zu ersteigen, und da findet man ein Plateau, das sich über dem Birsigtal mit Wiesen, Feldern, Obstbäumen und Erlenholz lang dahindehnt, offen nach allen Seiten. Die deutsche Ebene, Elsaß, blaut unendlich tief, der Schwarzwald blaut, und die Alpen blauen, weiß gekrönt. Dazwischen das Vorland, in grüner Harmonie schwelgend, eine weiße Burg zum Himmel hebend und rote Dachhaufen verbergend. Die Münstertürme steigen über den Hügelrand, die hundert roten Schlote rauchen, und wenn es Mai ist, blühen die Kirschen wie toll, die erste Mahd duftet, ein Acker wird umgepflügt, und ein schüchternes Liebespaar verliert sich in den Erlen.

Ja, vielleicht ist die Stadt dumpf und eng, so eine rechte Gelehrtenstadt, wo Stubenweisheit und Laboratorienforschung gedeiht, wo Wissenschaft ihren guten Boden findet; aber geht man vor die Tore, so ist Gottes liebe unentstellte Welt draußen mit tausend Amseln, die abends in der Stadt auf allen Firsten pfeifen, mit holden klaren Bächen, Waldmeisterhängen und Kamillenwiesen. Man könnte meinen, die alte Mauer umschlösse noch die Stadt und separierte sie vom freien Zuzug der offenen Welt. Aber sie ist längst gefallen. Wo einst die Stadtgräben vom faulen Wasser dünsteten, stehen heute Gärten und Villen, und Anlagen mit Duft und Schatten schließen die Stadt ein. Nur die Tore, hilflose Wracks, stehen noch hoch und bunt da, mitten in den bunten Straßen, die einmal schmal durch sie hindurchführten.

Jenen Reisenden, die nur den Spuren ihres Führers und den Sternen des Baedekers folgen, bleibt freilich das Geheimnis der Welt verschlossen. Sie sehen nichts von der lebendigen Kunst in alten Gassen, an zerbröckelnden Mauern und schiefen Gittern; allenfalls besuchen sie die tote Kunst in kalten Museumssälen. Diese Stadt hat Sammlungen von großer Schönheit. Herrliche Meister haben ihrem puritanischen Geist getrotzt, sich hier angesiedelt, sind vielleicht wieder von Unverstand und Neid vertrieben worden, haben aber glanzvolle Werke zurückgelassen. Das enge Museum über dem Strom ist ein Schatzhaus voll glühender Tafeln, leuchtender Leinwande. Alte und junge Meister drängen sich an den Wänden, und Schränke mit einzigen Zeichnungen stoßen sich hart im Raum. Es ist ein Geheimnis der Stadt, wie in ihrem engen und dunkeln Bezirk die schönste Kunst blühen kann.

Denn sie ist wirklich eng, die Straßen so schmal; aber es gibt auch keinen Verkehr, der diesen Zwang sprengt. Und wirklich weht durch sie ein strenger, abweisender Geist, und mit dem Katholizismus, mit den schönen Heiligen, den süßen Büßerinnen, der lockenden Beichte und den schwärmenden Prozessionen hat auch alle Lebenslust sie verlassen. In streng geschiedenen Kasten leben die hundertdreißigtausend Bürger, Stand bleibt Stand, Vorurteile wachen über der Geselligkeit. Und nur zur Fastnachtzeit verwandelt sich die Stadt. Für drei Tage kleidet sich der Ernst in Narrentracht und tobt die Sittsamkeit des Jahres aus. Wie nur der Traurige wahre Lustigkeit kennt, so kennt auch diese Stadt den tollsten Uebermut. Aus dem ganzen Lande strömen die Freudenbesucher herbei, und ohne Schlaf und Reue wird ein großes Fest gefeiert, das sich im Herbst bei einer Messe schwächer wiederholt.

Ja, alle kennen diese Stadt, und keiner hat sie gesehen. Jeder glaubt, sie erledigt zu haben, wenn er vor ihren Böcklins und Holbeins saß, das Rosa des Münsters und das Rot des Rathauses nicht vergessen hat. Aber wer ist in die mittelalterliche Seele der Stadt eingedrungen? Jede Stadt hat ihren Geist, und keine stellt ihn auf ihrem Marktplatz aus. Aber dort, wo die Gleise des Trams abbiegen, wo die Sterne des Baedekers verlöschen und die Cook-Gesellschaft zurückbleibt, da beginnt das Reich des heimischen Genius.

Alle waren in Basel, und der Tausendste hat die mittelalterliche, träumerische, ernste Seele der Stadt entdeckt. Denn diese Stadt auf sieben Hügeln, von Lindenduft durchzogen, mit alten Türmen und Märchenveduten, mit verwunschenen Kirchplätzen, mit feinem Gesang nachts aus italienischen Herbergen, mit dem ersten Sonnenstrahl auf roten Münstertürmen, am Ufer des grünen, grünen Rheins, diese Stadt mit alten Herren, die Jünglinge beschämen, mit einem Erlengehölz, in dessen Weihern freie Menschen frei baden, mit einem Wald von Schloten und der grünen Pfalz hoch über dem Rhein, diese Stadt ist natürlich Basel!

Aberglaube und Zauberei in der Schweiz.

Nachdruck verboten.

Nach weitverbreiteter, irriger Anschauung muß man, um Aberglaube und Zauberei kennen zu lernen, in längst entschwundene Zeiten hinaufgehen, in Kulturperioden, die tief unter der unserigen stehen. Denn, heißt es gewöhnlich, heute ist doch im Ernste niemand mehr abergläubisch und glaubt doch kein Mensch mehr an Zauberei. Ich wenigstens, so brüstet sich gewiß jeder, ich bin frei davon, dank der Bildung und Aufklärung, die ich genossen habe. Nun möchte ich aber im folgenden nicht allzu sehr in die Vergangenheit zurückgreifen, sondern einiges Wenige aus der Fülle dessen mitteilen, was die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde an Aberglauben und Zauberei der heutigen oder doch jüngstvergangenen Zeit in der Schweiz gesammelt hat. Daraus möge man indes nicht den Schluß ziehen, man sei in der Schweiz abergläubischer als anderswo oder wähne, noch besonders gut zaubern zu können. Was hier erzählt werden soll, findet sich fast ausnahmslos in andern, uns kulturell verwandten Ländern wieder, oft ganz gleich, oft in dem dortigen Volkscharakter angepaßter Form, vor allem in Frankreich und Deutschland und den übrigen germanischen und romanischen Ländern, gar nicht zu reden von kulturell tiefer stehenden Völkern, z. B. den Slawen. Ja, mancher Aberglaube und manche Zauberei ist um das ganze Erdenrund verbreitet, als ein Allgemeingut fast der ganzen Menschheit.

Der Aberglaube ist nicht auf einzelne Teile des Volkes beschränkt, wenn es auch abergläubischere und weniger abergläubische gibt. Wir treffen ihn in der Schweiz wie in den andern Ländern in allen Ständen und in allen Gesellschaftskreisen an. Ueberall kennt man auch Zaubermittelchen, drohendes Unheil abzuwehren oder dem Nächsten zu schaden. Bald glaubt man nur halb daran und verwendet sie in geistreicher Spielerei, bald aber beherrschen sie die Menschen und ihre